Wenn alles Gewohnte seinen Sinn verliert

Nach der Apokalypse sieht die Welt schon ganz anders aus: Niccolò Ammanitis Roman „Anna“ führt zwei Kinder ins Jahr 2020 und baut dabei auf eine Tradition, die bis zu Jules Verne zurückreicht.

Als der Schäferhund, den sie „Coccolone“, also „Kuscheliger“, getauft haben, in der Meerenge nun doch noch das Tretboot erreicht hat, in dem Anna und ihr Bruder Astor sitzen, als das Mädchen dann den halbtoten Hund endlich mühsam aus dem Wasser wuchtet und ihr vor Erleichterung fast die Tränen kommen, sagt sie spontan: „Ich könnte ihn heiraten.“ Der Hund sei „ihr Liebster“, flüstert sie dem wehrlosen Tier ins Ohr und bedeckt Coccolone mit Küssen. Der kleine Astor aber fragt: „Geht das, einen Hund heiraten?“

Die Frage ist weniger absurd, als es scheint, nicht nur weil Astor es gewohnt ist, das zu akzeptieren, was seine fünf Jahre ältere Schwester über die Welt und deren Regelwerk verkündet. Sondern auch, weil so gut wie alles, was in dieser Hinsicht einmal galt, in dieser Situation auf dem Prüfstand steht. An diesem Punkt der Handlung von Niccolò Ammanitis Roman „Anna“, der im italienischen Original 2015 erschienen ist und dieser Tage auf Deutsch erscheint, blicken die Kinder zurück auf eine Apokalypse, die mehr als vier Jahre zuvor über die Welt hereingebrochen war und, wie es scheint, alle Erwachsenen getötet hatte: Ein Virus, aus Belgien stammend, hatte sich 2016 rasend schnell verbreitet, dabei aber rätselhafterweise die Kinder verschont.

Niccolò Ammaniti: „Anna“. Roman.

Aus dem Italienischen von Luis Ruby. Eisele Verlag, München 2018. 336 S., geb., 20,– €.

Nun, im Spätherbst 2020, schlagen sich die dreizehnjährige Anna und ihr achtjähriger Bruder im heimatlichen Nordsizilien durch. Die Bedingungen dafür sind vergleichsweise gut. Ihre Mutter war mit ihnen schon lange vor dem Ausbruch der „roten Seuche“ in ein Landhaus bei Castellamare gezogen, wo sie einen großen Gemüsegarten angelegt hatte. Als die Katastrophe näher kam und klar wurde, dass es für die Erwachsenen kein Entkommen geben würde, fing sie an, den Kindern, vor allem aber der neunjährigen Anna, in einem Heft alles aufzuschreiben, was sie für das Überleben brauchen könnten, inklusive Anweisungen für den Umgang mit der Leiche, die sie bald sein würde. Über diesen Punkt allerdings setzt sich Anna hinweg: Sie sammelt die Knochen der Mutter ein, bemalt und schmückt sie und drapiert sie in der richtigen Ordnung im Elternschlafzimmer.

An solchen Stellen blitzt immer wieder das Interesse des Autors daran auf, wie sich die Kinder jenseits der Notwendigkeit des schieren Überlebens noch verhalten, wie sie dem Tag Struktur verleihen und woher sie etwa spirituellen Halt beziehen – das mütterliche Skelett, aufbewahrt in einem verschlossenen Zimmer und dem allgegenwärtigen Verfall entzogen, fungiert als Symbol einer besseren Zeit, in der die Kinder ihr Schicksal komplett bei den Erwachsenen aufgehoben wussten. Und der bizarre Kult einer gewalttätigen Jugendgruppe, in dem überall zusammengeraffte Knochen eine wesentliche Rolle bei der erhofften magischen Rettung vor der Seuche spielen, stellt die Nachtseite dieser Orientierungssuche dar.

Insgesamt steht „Anna“ in einer literarischen Tradition, die mindestens bis Jules Vernes „Zwei Jahre Ferien“ (1888) zurückreicht und so unterschiedliche Werke wie William Goldings „Herr der Fliegen“ (1954) und John Christophers „Leere Welt“ (1977) umfasst. In ihr sind Kinder und Jugendliche jäh auf sich allein gestellt, um in einer von Erwachsenen geprägten, nun aber von diesen entblößten Kultur zu überleben und darüber zu entscheiden, welche Traditionen sie fortführen wollen und welche nicht. Die Welt, in der sie sich bewegen, liefert Anlass genug für solche Überlegungen, schon durch die allgegenwärtigen Relikte aus der Zeit vor der Apokalypse und die Verheerungen in den folgenden vier Jahren: „Jetzt, nach den Plünderungen und Bränden, blieben von den hübschen Häusern im mediterranen Stil nur noch die Wandpfeiler aus Beton, dazu haufenweise Ziegel, Schutt und rostige Gittertüren. Bei Häusern, die das Feuer verschont hatte, waren die Türen aus den Angeln gerissen, die Scheiben zerbrochen und die Mauern voller Graffiti. Auf den Straßen lagen die winzigen, stumpfen Glasstücke zerplatzter Autoscheiben.“ Und während der Asphalt in der Hitze riesige Blasen geworfen hat, ist zugleich ‚das große Schild mit der lila Languste des Restaurants ‚Il gusto di Afrodite‘ intakt geblieben“, wie um daran zu erinnern, dass es einmal eine arbeitsteilige Gesellschaft gegeben hat, eine, in der man sich einfach zum Essen setzen konnte, ohne vorher die Zutaten erbeutet und zubereitet zu haben, und ohne Furcht davor, gewaltsam um diese Mahlzeit oder wegen ihr ums Leben gebracht zu werden. Zudem nehmen mit dem jähen Ende der Elektrizität auch die Geräusche ab, und vieles Gewohnte verliert nun seinen Sinn, auch für diejenigen, die etwa Straßenverkehr oder Radiomusik noch gekannt haben: „Anna war immer ein gesprächiges Kind gewesen. Jetzt füllte sich ihr Mund mit Wörtern, mit denen sie nichts anzufangen wusste.“

Schaffe, schaffe, Häusle baue: Das fällt den Figuren in dystopischen Romanen oft nicht ganz leicht. Foto Plainpicture

Niccolò Ammaniti wurde mit dem Roman „Ich habe keine Angst“ berühmt, in dem er mit großer Präzision die Psyche eines Jungen schildert, der sich gegen die Erwachsenen seines Dorfs stellt, weil er sich mit einem Gleichaltrigen identifiziert, der von ihnen entführt wurde und umgebracht werden soll. Auch in „Anna“ gilt das Interesse des Autors spürbar der besonderen Perspektive der Kinder, und da vor allem der einer Titelheldin, die schwer an der Verantwortung für den Bruder trägt und kaum dazu kommt, ihre eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen. Sie ist hart geworden und zögert nicht, mit großer Wucht zuzuschlagen, wenn es um ihr Überleben oder das ihres Bruders geht. Wenn es sein muss, hält sie für Astor willkürlich terminierte „Weihnachtsfeiern“ ab, um ihm unangenehme Entscheidungen schmackhaft zu machen. Und sie erfindet für ihn eine private Mythologie um einen zornigen Gott namens „Danone“, um den Bruder davon abzuhalten, das rettende Gehöft zu verlassen. Das funktioniert so lange, bis eine marodierende Kinderbande kommt und dem Bruder auf drastische Weise klarmacht, dass er all die Jahre getäuscht worden ist.

Ammaniti erzählt seine Geschichte spannend und deutlich visuell, einer späteren Verfilmung wäre die Bahn durchaus bereitet. Von seiner Heldin sagt er, sie müsse einfach „hinsehen“, auch auf das Entsetzliche, und er beschreibt dann eben so ungeschönt, was sie sieht. Er flicht Kleinkapitel ein, die den Hintergrund einzelner Figuren beleuchten und dabei im Detail aufzeigen, was für eine Welt da untergegangen ist und wie lange ihre Bewohner diesen Untergang nicht wahrhaben wollten. Eine Welt zudem, deren Kultur Sumpfblüten hervorgebracht hat wie einen kümmerlichen Möchtegern-Rapper, der seinen Hund zur Kampfmaschine erzieht. Auch das gehört zur Zivilisation, der Anna und Astor entstammen, aber nun, wo die Gesellschaft dramatisch geschrumpft ist, können die wenigen, die übrig sind, die Regeln des Zusammenlebens neu aushandeln.

Geht das also, einen Hund heiraten? Annas kleiner Bruder scheint nicht nur einverstanden damit, er hat sogar noch weiter reichende Pläne. „Ich will ihn auch heiraten“, sagt Astor. Und Anna antwortet: „Ist gut. Wir heiraten ihn alle beide.“ TILMAN SPRECKELSEN

Heute ist die beste Zeit

Aladin El-Mafaalani kennt die Paradoxa der Integration

Zwei Wochen vor dem neuen Buch Thilo Sarrazins, der gegen den Islam reiten wird, kommt morgen ein Gegengift in den Handel, das das Themenpferd Integration von der anderen Seite her aufzäumt. Immer positiv denken und das Erreichte nicht schlechtreden, das ist die Devise des Autors, der vor vierzig Jahren als Sohn syrischer Eltern in Deutschland geboren wurde. Er hat eine Laufbahn als Lehrer und Professor für Politikwissenschaft und politische Soziologe an der Fachhochschule Münster hingelegt, bevor er in diesem Jahr ins Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration in Düsseldorf wechselte. Dort leitet Aladin El-Mafaalani die Abteilung Integration. Ein integriertes, echtes Kind des Ruhrgebiets also.

El-Mafaalani weiß: „Die zentrale Folge gelungener Integration ist ein erhöhtes Konfliktpotential.“ Und er ist überzeugt, das müsse niemandem Angst machen. Einfacher werde es zunächst nicht, aber auf dem Weg zu einer wirklich offenen Gesellschaft – wie er sie etwa in Kanada oder Australien verwirklicht sieht (warum er Österreich dazurechnet, bleibt ein Geheimnis) – ist Reibungshitze unvermeidlich. Dennoch habe es noch nie so gut gestanden um den Fortschritt in Integrationsfragen wie heute. Der Autor macht das deutlich mit einer – wie er einräumt – „holzschnittartigen“ Tisch-Metapher. Hätte die erste Migrantengeneration mehr oder weniger als Sklaven unter dem Tisch gesessen, säße die dritte nicht nur am Tisch, sondern fordere dort selbstbewusst mehr Teilhabe und Gleichberechtigung.

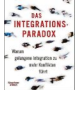
Das führe zu Konflikten, sei aber der Desintegration vorzuziehen, denn dauerhaftes Ausschließen vom Tisch begünstige die Wahrscheinlichkeit des Abdriftens in Kriminalität und Gewalt. Grundsätzlich plädiert der Autor für einen entspannteren Umgang miteinander, auch was die Geduld für die Dauer des Integrationsprozesses angeht. Noch in den neunziger Jahren habe sich kein Mensch daran gestoßen, dass Putzfrauen Kopftuch getragen hätten, erst als man 1998 der Lehrerin Fereshta Ludin die Aufnahme in den Schuldienst verweigerte, weil sie nur mit Kopftuch unterrichten wollte, sei das Thema hochgekocht. Gerade Zeichen, wie sie etwa Anträge auf Errichtung einer Moschee darstellten, würden häufig nicht als das erkannt, was sie seien: Signale, dass Muslime in der Stadtgesellschaft angekommen sind. Erschwerend kommt das große Gefälle Stadt-Land hinzu: „Frankfurt am Main und Toronto sind sich ähnlicher als Frankfurt am Main und das Münsterland.“

Naturgemäß sieht es El-Mafaalani als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe an, Hürden abzubauen. In der Praxis wünscht er sich etwa mehrsprachigen Schulunterricht. Er habe in seiner Zeit als Lehrer, statt das Wort „Migrationshintergrund“ zu verwenden, von „Schüler/innen mit oder ohne internationaler Geschichte“ gesprochen. Seine intime Kenntnis der Binnengeschichten dreier Generationen von Migranten lehrt ihn auch: „Die Erwartungen ehemals benachteiligter Gruppen steigen schneller, als sich die Realität verbessert.“

Während der Autor feststellt, dass Migranten in der Fremde konservativer würden, sich mehr auf ihre ererbte Religion und Traditionen stützten, beobachtet er die Ängste der Einheimischen mit weniger Nachsicht. Dass sich ältere Deutsche an ihre „zunehmend verlorengehenden Traditionen, Bräuche und Sitten klammern“, bleibt jedenfalls Behauptung. Dabei sollte für beide Seiten gelten: Traditionen werden immer von Menschen gemacht, sie leben nur, solange sich jemand die Arbeit macht.

Dass wir noch immer nicht die richtige Sprache im Umgang miteinander gefunden haben, illustriert das Buch mit einer Anekdote. Bei einem Fest wird der Autor mit einer Standardfrage angesprochen: Wie feiert ihr eigentlich bei euch? Gemeint sind Araber und Muslime. El-Mafaalani erklärt geduldig, wie islamische Traditionen in Syrien gelebt werden, aber seine Tochter stellt ihn erzürnt zur Rede, warum er das „ihr“ nicht zurückgewiesen habe – schließlich sei sie Deutscher. Der Antagonismus „wir-ihr“ müsse aufgebrochen werden.

Am Ziel der offenen als der besten aller Gesellschaften hält El-Mafaalani mit Elan fest, an manchen Stellen allerdings recht salopp. Wenn er etwa davon träumt, jeder könne so leben, wie er wolle, solange keine anderen Menschen oder Gemeinschaften zu Schaden kämen. Ein bisschen mehr Regelwerk gibt es dann doch in diesem Land, und vielleicht ist es kein Zufall, dass weder das Grundgesetz noch die Scharia erwähnt werden. Die beiden letzten, verzichtbaren Kapitel brechen auf in die globalisierte Welt, mit Huntington, Hyperkultur, Trump, Plastikmüll und vielen weiteren Allgemeinplätzen, die man als Autor besser nicht mehr bewirtschaften sollte, wenn einem dazu nichts einfällt. Aber gegenschkt: Bis Seite 170 ist Aladin El-Mafaalani ein gutgelauntes Buch zu einem Thema gelungen, das üblicherweise durch die Abwesenheit von Optimismus und Humor auffällt. HANNES HINTERMEIER



Aladin El-Mafaalani: „Das Integrationsparadox“. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt.

Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2018. 240 S., br., 15,– €.

Worüber sprach er nur mit Musil?

15,6 Seiten pro Lebensjahr: Reiner Stach verfolgt in einer Chronik Franz Kafkas Leben

Unter allen Tagebucheintragungen eines Dichters dürfte Kafkas vom 2. August 1914 wohl die verblüffendste sein: „Deutschland hat Russland den Krieg erklärt. – Nachmittag Schwimmschule.“ Das Zusammentreffen eines katastrophalen Weltereignisses mit der Privatsphäre hat man kaum je knapper, ja absurder ausgedrückt. Solche Treffer sind es letztendlich, welche den Wert der Chronik ausmachen, die der Kafka-Biograph Reiner Stach auf mehr als 600 Seiten ausbreitet. Dabei hat er aus einer Liste von Daten ein spannendes Lesebuch gemacht.

Die letztlich vom französischen Erfinder des Essays, Michel de Montaigne, stammende Art, das eigene Innenleben empirisch aufzudecken, teilte Kafka mit Goethe und Proust: Man versucht, die Motive hinter der eigenen Kreativität aufzuspüren, indem man der exakten Reihenfolge von biographischen Einzelheiten nachgeht. Wie Montaigne meint, besitzt „jedes Partikelchen“ eines Lebens eine bestimmte „Aussagekraft“. Am bekanntesten dürfte Kafkas Dokumentation der Entstehung seiner ersten großen Erzählung „Das Urteil“ sein.

Sie lautet so: „23. September 1912: Diese Geschichte ‚Das Urteil‘ habe ich in der Nacht vom 22. zum 23. von 10 Uhr abends bis 6 Uhr früh in einem Zug geschrieben. Die vom Sitzen steif gewordenen Beine konnte ich kaum unter dem Schreibtisch hervorziehn. Die fürchterliche Anstrengung und Freude, wie sich die Geschichte vor mir entwickelte. Ein Wagen fuhr. Zwei Männer über die Brücke gingen. Nur so kann geschrieben werden, nur in einem solchen Zusammenhang, mit solcher vollständigen Öffnung des Leibes und der Seele.“ Auch erwähnt Kafka „Gedanken an Freud natürlich“. So umkreist der Autor die Spannweite der zur Entstehung führenden Daten, von den räumlichen und zeitlichen Parametern über die physische Beschaffenheit des Autors bis hin zum geistigen Hintergrund. Was Kafka nicht verrät, ist die Abhängigkeit dieser Psychologie von den Theorien des in Prag lehrenden Physikers Ernst Mach: Kafkas Sinnespsychologie, die Beschreibung des Gegebenen und die Aufhebung des Unterschieds zwischen Innen- und Außenwelt stammen alle direkt von Mach.

Reiner Stach: „Kafka von Tag zu Tag“.

Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2018. 640 S., geb., 34,– €.

Man kann Kafka einen Empiriker des Geisteslebens nennen. Das macht die Chronik Stachs so sinnvoll, denn sie komplettiert das vom Dichter selbst begonnene Verfahren, die Logik seiner Kreativität aufzudecken. Der aufmerksame Leser wird gar in obiger Notiz den Keim zum „Prozess“-Roman erkennen: Die zwei Herren, die nachts über die Brücke gehen, verwandeln sich später in die zwei Männer, die Josef K. verhaften. Nichts in Kafkas Welt ist zu klein, um zum Symbol zu werden.

Die erste und handlichste Kafka-Chronik veröffentlichte 1975 der Dichter Chris Bezzel. Es folgte 1999 eine weitere, wissenschaftlich fundierte Chronik aus der Werkstatt der Wuppertaler Kafka-Editoren. Nun hat Stach den Umfang jener Vorgänger verdreifacht. Das ergibt etwa 15,6 Seiten pro Lebensjahr. Manches glückt Stach besonders gut. Die Gegenüberstellung von Geschichte und Geistesgeschichte gibt ein anschauliches Bild des Dichters wieder: als eines Menschen, der im böhmischen assimilierten Judentum aufwuchs. Diese von der Schoa zerstörte Welt war Kafkas Heimat. Seine drei Schwestern und die zweite Verlobte fielen den Nazis zum Opfer. Obwohl man Kafka zumeist als Einzelgänger einstuft, nicht zuletzt dank seiner Selbststilisierung, gehörte er Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zur Elite des deutschsprachigen Judentums. Er kannte die ganze Spannweite jüdischen Lebens, von den Ostjuden bis zum Kulturzionismus Martin Bubers. Sein Freund Hugo Bergman wurde Rektor der Jerusalemer Universität, ein anderer Freund, Felix Weltsch, gab die zionistische Zeitschrift „Selbstwehr“ heraus, die Kafka abonnierte, und Max Brod, der Kafkas Werk vor dem Untergang rettete, gehörte zu den führenden Zionisten. Eine Palästinafahrt wird von Kafka erwogen, aber abgelehnt. Stachs Chronik verzeichnet jedes dieser Ereignisse.

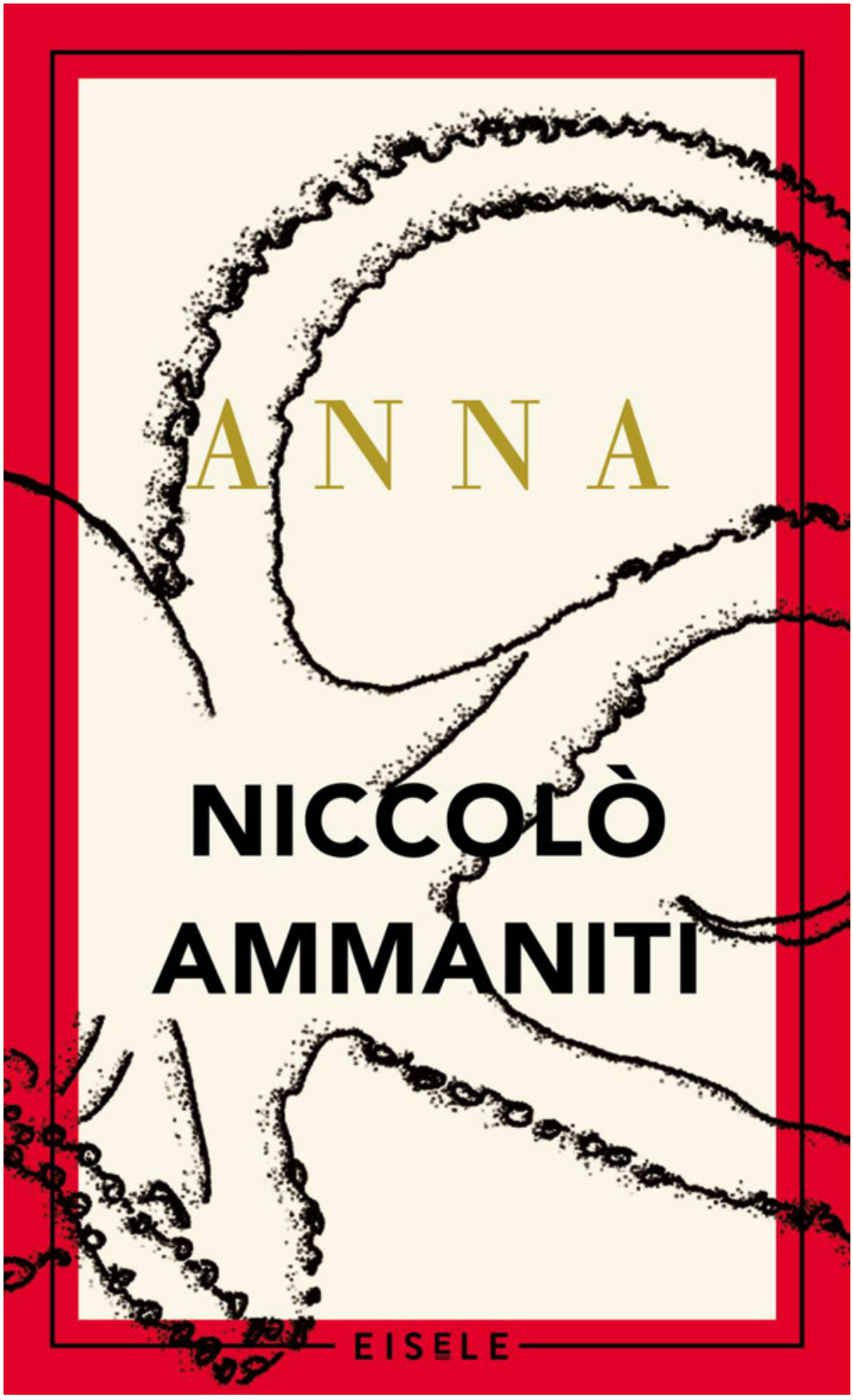
Kafkas Werdegang als Schriftsteller von den ersten Schreibversuchen zur Zeit der Sternstunde des Modernismus im Jahr 1910 bis zum Sterbebett, auf dem er 1924 die Korrekturen zu einem Novellenband las, verfolgt Stach mit Akribie. Auch Kafkas Art, an mehreren Texten gleichzeitig zu arbeiten, zeigt die Chronik elegant und einleuchtend, etwa die Entstehung des Romans „Der Prozess“, die mit der Arbeit am „Verschollenen“ überlappt. Immer wieder tritt Kafkas fatale Ambiguität zutage, die ihn zerreißt. Die plötzliche Inspiration für ein Werk wie „Das Schloss“ im Winter 1922 ähnelt einem Urknall: „Es kann erfahrungsgemäß aus dem Nichts etwas kommen.“ Kafkas gespenstischer Art, sich mit dem Weltprozess in Einklang zu fühlen, etwa in dieser Notiz: „Immer die in Zimmern eingesperrte Weltgeschichte“, trägt Stach ebenfalls Rechnung. Die Beziehungen zu Prager Literaten wie Oskar Baum und Egon Erwin Kisch oder zur Wiener Schule von Franz Blei und Karl Kraus bilden ein faszinierendes Netz. Man stößt auch auf andere Einflüsse: Pascals „Pensées“, Kierkegaards „Entweder / Oder“, Dostojewskis „Brüder Karamasow“. Durch solche Lektüre bildet sich der Prager Solitär zum Weltdichter. Seine eigentümliche Art spiegelt sich in Wortbildungen wie „Höllensumpf“.

Stets verdeutlicht die Chronik die Beziehung zur Familie. Vom ersten Tag an treten die Eltern in Erscheinung, die liebevolle Mutter Julie und der dem Sohn Angst einflößende Vater Hermann, die beide den Dichter überleben sollten. Das Familienleben verwickelt sich mit dem Geschäftsleben. Das Innere jedoch äußert sich vor allem im Liebesleben, angefangen von der qualvollen Beziehung zu Felice Bauer. Sie versteht ihn: „Immerfort willst du das Unmögliche.“ Von hier geht es zur Verwicklung mit Milena Jesenská bis hin zur segensreichen Beziehung zu Dora Dymant. Ihr schickt er Geld. Sie schickt es zurück. In Berlin, wo er mit ihr haust, muss er einen antisemitischen Zuruf von einem Schulmädchen erleiden. In so einem Detail zeichnet sich das künftige Schicksal seines Volkes ab.

Der Leser wird bei Stach auf viel Interessantes stoßen, doch wie schon bei seiner überlangen dreibändigen Biographie ist auch dieses Buch zu wortreich. Stach fehlt die für einen Chronisten nötige Prägnanz. So geraten viele Eintragungen zu weitschweifig, andere sind sogar nichtssagend, etwa wenn es um eine politische Begebenheit geht, bei der kein Hinweis auf dessen Einwirkung auf Kafka vorliegt. Ferner vermag Stach nicht immer den Sinn eines Tatbestandes genau zu erfassen. Man vermisst auch frühe Zeugnisse zur Rezeption, etwa durch Theodor W. Adorno.

An anderen Stellen freilich steht jeder Interpret ratlos da. Wer wünschte nicht zu wissen, was beim Besuch Robert Musils bei Kafka am 14. April 1916 besprochen wurde? Zwei der größten Autoren ihrer Zeit haben sich getroffen, in deren Werk sich der kommende Untergang von Österreich-Ungarn spiegelt. Was erfolgte da? Wenn auch keine Chronik hier weiterhilft, so hat Reiner Stach doch immerhin das neue Standardwerk geliefert, das in keiner Kafka Bibliothek fehlen darf. JEREMY ADLER

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv



Die ‚London Review of Books‘ meint über Niccolo Ammanitis Bestseller - »Anna hat so ziemlich alles, was man von einem post-apokalyptischen Abenteuerroman erwarten kann.« - und trifft damit voll ins Schwarze. Denn egal aus welchem Blickwinkel man diesen kraftvollen, ungeschönten Endzeitroman betrachtet, er hebt sich durch die Charakterisierung seiner Protagonistin ganz klar vom Rest der „Konkurrenz“ ab. Aber nicht nur die Figuren machen in

diesem Szenario einen ganz wunderbaren Eindruck, auch die Erzählstruktur des Romans (quasi der Aufbau einzelner Handlungskomponenten) ist mehr als vorzeigbar. Während viele andere Dystopien krampfhaft versuchen, emotionale, starke Endzeitgeschichten zu immitieren und meines Erachtens dabei kläglich scheitern, hat es sich Niccolo Ammaniti scheinbar zur Aufgabe gemacht, keinen hochtrabenden, poetischen Survival-Guide zu entwickeln, sondern Hollywood-Klischees, gut ausgearbeitete Kampfszenen und jede Menge Emotionen - vor einer wahnsinnig toller Kulisse -, in eine klassische „One-Man-Show“ zu verwandeln.

Völlig anders verhält sich diese „Anna“:

Billige Effekte und kitschige Dialoge weden hier eiskalt von der Karte gestrichen. Vielmehr sind es die Momente, die Umstände der Katastrophe, die der Geschichte den perfekten Grundschliff verpassen. Selbiges habe ich bisher lediglich bei Cormac McCarthy („Die Straße“) und Emily St. John Mandel („Das Licht der letzten Tage“) gesehen, die ich euch außerdem wärmstens ans Herz legen kann. Doch diese ruhigen Parts, werden durch knappe Actionszenen die sich

Obwohl diese auf den Covern angeführten, meist hochtrabenden Kurzkritiken wenig Aussagekraft besitzen, möchte ich dennoch eine ganz besonders hervorheben, da ich glaube, dass sie die Tragweite der Erzählung gut widerspiegelt:

»Mutiges kompromissloses Schreiben [...] Ein grausames, aber auch bewegendes post-apokalyptisches Werk, das in einer Welt spielt, in der alle Erwachsenen ausgelöscht wurden. An Goldings Herr der Fliegen oder Cormac McCarthys Die Straße erinnernd, ist es mit so viel Herz und Mitgefühl für seine notgeplagten Helden geschrieben, dass man nicht anders kann, als mitten hineingezogen zu werden und mit ihnen mitzufiebern. Fesselnde und bewegende Lektüre.« (Big Issue)

Fazit:

Noccolo Ammanitis „Anna“ ist eine in der „Wüste“ Siziliens ausgesetzte, moderne Heldin, die überhaupt keine sein will, im Laufe der Geschichte aber eine werden muss. Für ihren jüngeren Bruder, für sich selbst und für eine verlassene Welt, in der „Kinder an die Macht“ keine leere Floskel, sondern bitterer Ernst bedeutet. Neben gut gesetzen Spannungselementen, einem starken Setting und einer noch stärkeren Hauptfigur, haben mich die Beantwortungen der eigentlichen Kernfragen der Geschichte überzeugt: „Was passiert, wenn es keine Erwachsenen, keine Oberhand, keine Regeln, keine Disziplin, keine Erfahrungswerte mehr gibt? Sind Kinder, denen man sich selbst überlässt, überhaupt überlebensfähig? Welche Rolle spielen die fehlenden Instinkte von Mutter und Vater? Wer ist in dieser Welt für die Weitergabe der Werte verantwortlich/zuständig?

All diese Fragen hat er zu einem unverbesserlichen Gesamtbild zusammengebaut, ehrlich, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, hart und trocken, wie sich eine Dystopie eben anzufühlen hat.

Ganz klare Empfehlung!

Inhaltsangabe:

DAS LEBEN GEHÖRT UNS NICHT, ES LÄUFT DURCH UNS HINDURCH.

Der neue Roman vom Autor des Weltbestsellers Ich habe keine Angst
Von der Financial Times zu einem der »Best Books of 2017« gewählt und stand monatelang auf der italienischen Bestsellerliste.

Vier Jahre ist es her, dass der Virus kam und alle Erwachsenen tötete. Mittlerweile gibt es keine Elektrizität mehr, die Wasser- und Lebensmittelvorräte gehen zu Ende. Brände haben gewütet und von einem einst blühenden Sizilien eine gespenstische Wüstenlandschaft hinterlassen. In dieser Welt lebt die dreizehnjährige Anna mit ihrem kleinen Bruder in einem Haus im Wald und versucht mit allen Mitteln, ihn vor den Gefahren des Lebens draußen zu bewahren. Doch Anna weiß: Früher oder später muss sie mit ihrem Bruder ihre alte Welt verlassen, um woanders eine

neue zu finden. Anna ist ein von der ersten Seite an fesselnder Abenteuerroman und gleichzeitig eine Parabel auf eine Welt, in der Kinder sich selbst überlassen sind und ohne Vorbilder aufwachsen. Eine Parabel auf das Leben in einer Gesellschaft ohne Zukunftsaussichten. Anna ist aber auch eine Hymne an die Kraft der Liebe. Denn so rettungslos die hier geschilderte Welt erscheint, so hell leuchten in ihr immer wieder Zärtlichkeit und pure Lebensfreude auf. Anna zeigt uns, was Menschen auf sich zu nehmen bereit sind, um zu überleben und die Hoffnung in sich nicht sterben zu lassen. Sie ist eine Heldin, der Ammaniti seine ganze Bewunderung schenkt und mit der der große Autor anknüpft an seinen Welterfolg Ich habe keine Angst.

Pressestimmen:

»Eines der herausragenden Erzähltalente Italiens.«
(Times Literary Supplement)

»Ammaniti setzt neue Maßstäbe in post-apokalyptischer Literatur.« (The Guardian)

»Anna wurde mit Herr der Fliegen und Die Straße verglichen. [...] Eine zutiefst verstörende und nachdenklich stimmende Lektüre.« (Daily Mail)

»Unübertroffenes Erzählen – eine bewegende Studie über Menschsein und Menschlichkeit.«
(Financial Times)

»Ammaniti weiß, wie man Leser fesselt.«
(The Herald)

»Ammanitis Stil ist makellos. Ein geradezu furchterregend guter Autor.«
(The Independent)

»Ein Auto von extremer Vorstellungskraft und moralischer Subtilität.« (Times Literary Supplement)

»Ein grandios in sich zusammenfallendes Sizilien ist der Schauplatz der Ereignisse. Die Brücke von Messina wird für Anna zum Ziel eines erlösenden Exodus.« (La Repubblica)

»Ammaniti Zuneigung zu seinen Protagonisten ist vergleichbar mit der Empathie eines Cormac McMarthys mit seinen Figuren in Die Straße, er beschwört die Stimmung aus William Goldings Herr der Fliegen herauf und die Dekadenz der Walking Dead, allerdings ohne deren Grausamkeiten.« (Corriere della Sera)

Zurück

Kommentar schreiben

Kommentare: *0*

#1

Name: *

Eintrag: *

Medium: **Brigitte MOM 03/2018**

Datum: **14.08.2018**

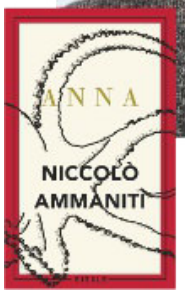
Titel: **Niccolò Ammaniti „Anna“**

MAMAS HEFT

„Alles Kalte war zusammen mit den Großen verschwunden." So sieht's aus in Niccolò Ammanitis Dystopie. Ein Virus hat alle Erwachsenen dahingerafft. Deswegen gibt's in Sizilien und wohl auch im Rest der Welt kein Eis mehr und keinen Strom. Nur Kindergangs – und die großartige **„Anna"**, die 9 war, als ihre Mama starb und ein Heft hinterließ mit Anweisungen, wie sie mit dem 4-jährigen Bruder überleben kann. (Ü: Luis Ruby, 336 S., 20 Euro, Eisele)

MEIN FAVORIT

Niccolò Ammaniti malt eine düstere Zukunft



NICCOLÒ AMMANITI

Anna

„Alles Kalte war zusammen mit den Großen verschwunden." So sieht's aus in Niccolò Ammanitis düsterem Zukunftsroman. Ein Virus hat alle Erwachsenen dahingerafft. Deswegen gibt's auf Sizilien kein Eis mehr, keine Kaltgetränke und überhaupt nichts, wofür die Menschheit jemals Strom gebraucht hat. Eine durch und durch verwilderte Zukunft beschwört der italienische Bestseller-Autor („Ich habe keine Angst") in seinem neuen Werk herauf, und man versteht sofort, warum Ammaniti als „furchterregend guter Autor" („The Independent") gefeiert wird. Auf den Straßen lauern wilde Hunde, gefährlich wie Wölfe. Und Kinderbanden, grausam wie die Meute aus William Goldings „Herr der Fliegen". Bestien aller Art also, und es ist ein Wunder, dass Anna nicht längst einer von ihnen zum Opfer gefallen ist. Vielleicht liegt es aber auch an der Weitsicht ihrer Mutter: Anna war neun Jahre alt, als ihre Mama starb und ihr ein Heft hinterließ mit Anweisungen, wie sie mit dem vierjährigen Bruder überleben kann. Seitdem hat sie den Kleinen daheim auf dem versteckten Landgut der Familie gelassen, wenn sie auf ihre Streifzüge gegangen ist, um Essbares, Batterien oder Medikamente zu suchen. Sie hat ihm von bösen Monstern erzählt, damit er nicht mitwill. Aber das Endzeit-Szenario birgt auch ohne ihr Ammenmärchen alles Grauen, wie man es sich seit „The Walking Dead" vorstellt (bis auf die Zombies). Trotzdem muss Anna ihren sicheren Ort verlassen. Denn sie weiß: Mit der Pubertät bricht die tödliche Krankheit aus. Und vorher will sie den Bruder aufs Festland bringen, dahin, wo man vielleicht doch noch älter werden kann. Eine Reise beginnt, düster und doch voller Licht und Hoffnung, weil es Annas selbstlose Liebe gibt.

Ü: LUIS RUBY, 336 S., 20 EURO, EISELE

FOTO PR

POLITYCKI & PARTNER
LITERATUR PRESSE ÖFFENTLICHKEIT

Medium: **Die Zukunft (Online-Portal)**

Datum: **28.08.2018**

Titel: **Niccolò Ammaniti „Anna“**

Link: **https://diezukunft.de/review/buch/leben-mit-ende**

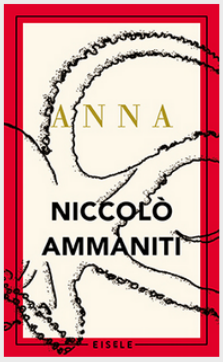
Leben mit Ende

Niccolò Ammanitis „Anna“ erzählt vom Überlebenskampf der Kinder

von Sonja Stöhr

Lesezeit: 3 min.

Anno 2020. Vor vier Jahren hat eine **Viruspandemie** alle Erwachsenen getötet. Die „Rote Seuche“ genannte Krankheit verschonte nur deren Kinder. Doch ihnen ist das Erwachsenendasein vergönnt: der Virus ist bereits in ihren Körpern und bricht aus, sobald sie in die Pubertät kommen. Die Menschheit stirbt unweigerlich aus. Auch auf Sizilien. Nach einer verheerenden Feuersbrunst wandert die dreizehnjährige Anna durch die **postapokalyptische Einöde**, um für ihren kleinen Bruder Astor und sich das Lebensnotwendige zu suchen. Als Astor von einer Gruppe Kinder verschleppt wird, setzt Anna alles daran, ihn zu retten.



Wer Anfang der 2000er Teenager war, dem mag die Prämisse von „**Anna**“ unglaublich bekannt vorkommen. Damals zeigte der noch junge KiKa eine neuseeländische TV-Serie namens „The Tribe – Eine Welt ohne Erwachsene“. Auch hier tötete ein Virus alle Erwachsenen und ließ nur Kinder und Jugendliche am Leben. Erst als auch sie zu Opfern der Krankheit werden, wollen sie ein Gegenmittel finden. Zugegeben, am Ende war „The Tribe“ eine gut gemachte Seifenoper vor postapokalyptischem Hintergrund, die sich gezielt an ein pubertierendes Publikum wandte.

Niccolò Ammanitis „Anna“ spielt in einer anderen Liga. Er hat mit seinem Roman die italienische Antwort auf Cormac McCarthys „Die Straße“ geschrieben. Wo McCarthy angesichts des namenlosen Grauens wortkarg bleibt, zeichnet Ammaniti bildgewaltige, geradezu poetische Bilder von der bizarren Schönheit einer Landschaft, die sich vom Untergang langsam erholt – und auch dann noch existieren wird, wenn kein Mensch mehr da ist. Nicht umsonst zählt der 1966 geborene Römer Ammaniti zu den besten Autoren Italiens: als damals jüngster Preisträger hat er 2001 für sein Entführungsdrama „Ich habe keine Angst“ den renommierten „Premio Viareggio“-Preis erhalten. Schon in seinem Weltbestseller setzte er auf Kinder als zentrale Protagonisten seiner Erzählung.

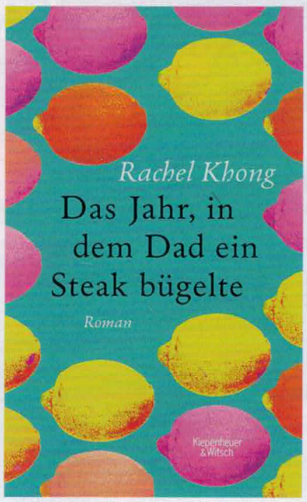
Natürlich drängen sich noch weitere Vergleiche auf, zum Beispiel mit William Goldings „Herr der Fliegen“ oder J. M. Barries „Peter Pan“. Nicht nur Barries „verlorene Jungs“ bekommen in „Anna“ eine gänzlich neue Bedeutung. Wenn das Leben in Disneys „Peter Pan“-Version der Traum eines jeden Kindes ist, dann ist „Anna“ der wahr gewordene Albtraum. In einer Welt ohne Regeln versucht Anna ihren kleinen Bruder so gut es geht vor der Außenwelt zu beschützen. Ihr Zuhause, das Gut Maulbeerbaum, wird zum kleinen Paradies, zu Astors ganz privatem „Nimmerland“, das der Neunjährige nicht verlassen darf. In seiner Vorstellung bevölkern Monster die Erde, gegen die sich seine Schwester immer wieder beweisen muss. Erst als er das Haus verlässt, lernt er die wahren Ungeheuer seiner Zeit kennen. Zum Glück ist Anna nicht allein bei ihrer Rettungsmission: der gleichaltrige Pietro und der Schäferhund Coccolone sind an ihrer Seite. Zusammen machen sie sich auf die Suche nach den Kindern, die Astor entführt haben und zur „Kleinen Riesin“ gehören. Diese soll die angeblich letzte noch lebende Erwachsene sein und ein Heilmittel haben. Ob die Geschichte stimmt und es Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft gibt?

„Anna“ ist ein wunderbarer, herausragender Roman über das Erwachsenwerden in schwierigen Zeiten. Mit poetischen Bildern berichtet er von den engen Banden zwischen Geschwistern und der ersten aufkommenden Liebe. Dabei geizt er nicht mit den hässlichen Seiten der Postapokalypse, denen sich die Kinder stellen müssen. Niccolò Ammaniti hat mit „Anna“ einen neuen Klassiker des Genres hervorgebracht, an dem sich andere Autoren messen lassen müssen. Ein Meisterwerk!

Niccolò Ammaniti: Anna *• Aus dem Italienischen von Luis Ruby • Eisele Verlag, München 2018 • 336 Seiten • 20,00€*

Viel Gefühl

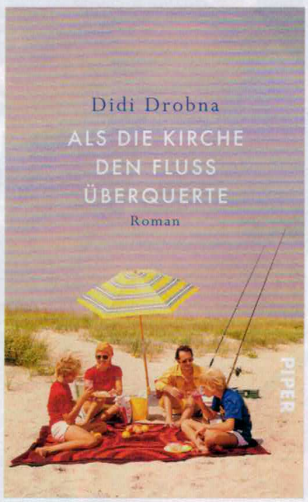
Zwei Bücher, die liebevoll und mit Humor davon erzählen, mit kranken Eltern zu leben



Plötzlich ganz nah dran

Ruth, 30, weiß von der Demenz-Erkrankung ihres Vaters, bekommt davon aber wenig mit, da sie in einer anderen Stadt lebt. Erst als sie zurück in ihr Elternhaus zieht, merkt sie, wie es sich anfühlt, wenn ein geliebter Mensch immer weniger wird. Wie sie damit umgeht und was das mit ihr macht, beschreibt „Das Jahr, in dem Dad ein Steak bügelte" einfühlsam in Tagebuchform. Manchmal mit viel Pathos, aber durchaus komisch. Ein Buch, das es tatsächlich schafft, einem die Angst vor dem Ende zu nehmen.

Das Jahr, in dem Dad ein Steak bügelte
Rachel Khong
Kiwi, 19 Euro, ab 7.9.



Neuer Blickwinkel

Das Leben von Daniel, 20, steht Kopf: Die Eltern trennen sich – und er versucht mit gehörigem Übereifer, den fehlenden Vater zu ersetzen. Er ist so mit sich und seiner neuen Rolle beschäftigt, dass er beinahe übersieht, dass auch die anderen leiden. Erst als die bislang so starke Mutter an Parkinson erkrankt und immer schwächer wird, ändern sich die Dinge: starre Regeln, alte Wunden – alles hat keine Bedeutung mehr. Das Leben findet im Hier und Jetzt statt. Bis es eben irgendwann vorbei ist.

Als die Kirche den Fluss überquerte
Didi Drobna
Piper, 20 Euro

Finden wir auch gut!

UMBRUCH
Preußen vor 100 Jahren: Die Familiensaga Das Licht zwischen den Zeiten (Droemer, 22 Euro) spielt in einer Zeit des Wandels. Sophia von Dahlwitz beschreibt die Nöte, Ängste und Begierden von Menschen in einer Ära, in der alte Konventionen nicht mehr gelten. Schöner Schmöker für den Herbst.

NEUSTART
Ein Virus hat alle Erwachsenen getötet, nur die Kinder haben überlebt. Rettung gibt es für die 13-jährige Anna und ihren kleinen Bruder nur, wenn sie ihr Zuhause verlassen. Klingt trist, doch der unbezwingbare Lebensmut von Niccolò Ammanitis Anna überstrahlt alles (Eisele, 20 Euro).

RÜCKKEHR
Eine Reise an die Orte der Kindheit wirft bei den Protagonisten in Milena Mosers Familienporträt Land der Söhne (Nagel & Kimche, 24 Euro) die Frage auf: Wer bin ich – und was hat mich geprägt? Ein kluger Roman über Abhängigkeiten, Traumata und den Wunsch nach Freiheit.

POLITYCKI & PARTNER
LITERATUR PRESSE ÖFFENTLICHKEIT

Medium: Literaturgarten Blog

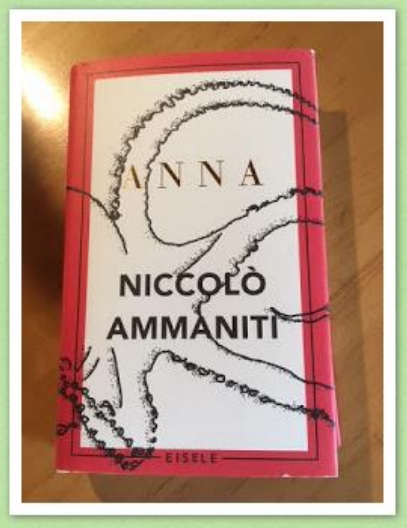
Datum: 22.08.2018

Titel: Niccolò Ammaniti „Anna“

Link: https://literaturgarten.blogspot.com/2018/08/anna-von-niccolo-ammaniti-erschienen.html

Mittwoch, 22. August 2018

Anna von Niccolò Ammaniti, erschienen bei Julia Eisele Verlags GmbH



Werbung

Info zum Autor und Verlag, am 10.8.2018 erschienen!

REZENSION

Inhalt /Klappentext:

Vier Jahre ist es her, dass der Virus kam und alle Erwachsenen tötete. Mittlerweile gibt es keine Elektrizität mehr, die Wasser- und Lebensmittelvorräte gehen zu Ende. Brände haben gewütet und von einem einst blühenden Sizilien eine gespenstische Wüstenlandschaft hinterlassen. In dieser Welt lebt die dreizehnjährige Anna mit ihrem kleinen Bruder in einem Haus im Wald und versucht mit allen Mitteln, ihn vor den Gefahren des Lebens draußen zu bewahren. Doch Anna weiß: Früher oder später muss sie mit ihrem Bruder ihre alte Welt verlassen, um woanders eine neue zu finden.

Meine Meinung:

*Was für ein hübscher Titel-Name für eine gar nicht hübsche Dystopie! Das gebundene Buch mit dem ansprechenden Cover und dem roten Lesebändchen war kaum bei mir angekommen und ich konnte es nicht mehr aus der Hand legen, habe es praktisch in einem Rutsch verschlungen. *Verschlungen* , dieses rohe und drohende Wort passt perfekt zu diesem Roman eines Weltunterganges. Der Autor erzählt fesselnd, erzeugt entsetzliche Kopfbilder durch eine abgeklärte und spannende Schreibweise. Eine Katastrophe wird von der nächsten abgelöst. Man glaubt auf jeder Seite fassungslos, dass es nun doch gar keine Steigerung von Entsetzen, Gewalt, Hilflosigkeit, Hunger, Not und Einsamkeit geben könne. Doch es geht immer weiter. Anna und ihr kleiner Bruder Astor leben zu Beginn in einem relativ geschützten Raum auf *Gut Maulbeerbaum*. Für die beiden verlorenen Kinder ist die *Zeit des Lichts *, wie Anna es nennt, untergegangen. Nichts in ihrem Leben ist mehr so, wie sie es kannten. Und doch machen sie hin und wieder gute Erfahrungen, gewinnen einen treuen, tierischen Gefährten und Anna tauscht ihre Kindheit gegen die Verantwortung und Sorge für ihren kleinen Bruder ein, den sie liebt und beschützt.*

Die apokalyptischen Beschreibungen des Autors von brennenden , zerstörten Landschaften erzeugten Ängste in mir, Zweifel an unserem westlichen Lebensstil, der so total abhängig von Technik und Energie ist. Diese Kinder werden in ein Leben zurückgeworfen, in dem die Suche nach Überlebensmöglichkeiten zum Kernpunkt ihres Daseins wird.
*Aber sie sind kleine, zwar noch unfertige Kinder, handeln oft instinktiv menschlich, kreativ, liebevoll, manchmal auch grausam und gleichgültig gegenüber anderen Lebewesen. Ein Selbstschutz, dem sie instinktiv folgen. Diese Organisation von Kinderbanden, ihren Gesetzen, die der Autor beklemmend beschreibt, hat mich tatsächlich ein wenig an *Herr der Fliegen* von William Golding erinnert. Aber *Anna* liegt viel näher an einer möglichen Realität , die der Menschheit das Fürchten lehren könnte. *Die Rote, das Virus* , könnte ja durch viele andere Katastrophen, die die Menschheit auslöschen würde, ersetzt werden. Das ging mir beim Lesen immer wieder durch den Kopf. Sei es ein weltweiter Atomschlag, oder auch eine Naturkatastrophe.*

Ein interessantes Buch, das vom extremen menschlichem Überlebenswillen berichtet, von Mut, Tapferkeit und auch Liebe. Von der Gefahr einer Verrohung durch das Machtstreben einzelner Gruppen, das Durchsetzen von den Grundstrukturen einer Diktatur.

Meine Bewertung: Fünf ** Sterne für ein grossartiges, aber auch schockierendes Buch, welches uns das Fürchten nahe bringt.***

Herzlichen Dank an den Autor und den Verlag für die schnelle Zusendung des Rezensionsexemplares!

Westdeutsche Allgemeine WAZ Witten vom 11.08.2018

WESTDEUTSCHE ALLGEMEINE WAZ

Seite:	12	**Nummer:**	17
Ressort:	Lokales	**Auflage:**	11.899 (gedruckt) 12.062 (verkauft) 12.113 (verbreitet)
Gattung:	Tageszeitung	**Reichweite:**	0,033 (in Mio.)

Hymne an das Leben – in hoffnungslosen Zeiten

Vier Jahre nachdem alle Erwachsenen an einem Virus gestorben sind, gleicht Sizilien einer Trümmerlandschaft. Elektrizität und Wasserversorgung sind schon lange zusammengebrochen. Lebensmittel müssen mühsam gesammelt werden. Kinder haben den Virus überlebt, sterben aber auch, sobald sie erwachsen sind.

In dieser Welt ohne Zukunft lebt die 13-jährige Anna mit ihrem jüngeren Bruder Astor, zurückgezogen in einem Waldstück. Sie versucht, ihren Bruder vor der unordentlichen Welt, verwilderten Hunden und Kinderbanden fernzuhalten. Dies gelingt ihr nur bedingt. Beide versuchen, zum Festland zu gelangen. Gibt es dort vielleicht überlebende Erwachsene und ein Mittel gegen das Virus?

Ein grandioser, dystopischer Roman, in dem die Protagonistin Anna trotz aller Ausweglosigkeit niemals den Glauben an die Menschlichkeit und eine bessere Zukunft verliert. Eine Hymne an das Leben – auch und gerade in hoffnungslosen Zeiten.

Frank Kleiner , SCM Shop Bundes-Verlag Buchhandlung in Bommern

iNiccolo Ammaniti, Anna, Eisele Verlag, 20 Euro, ISBN 9783961610299

Sendung vom 16.08.2018

Niccolò Ammaniti: "Anna".

In Zeiten der "Roten Seuche"

2020: Seit vier Jahren wütet ein Killer-Virus rund um die Welt. Alle Erwachsenen sind tot, die Kinder sterben nach der Geschlechtsreife. Der italienische Bestseller-Autor Niccolò Ammaniti siedelt seinen Endzeit-Thriller "Anna" auf Sizilien an. Die 13-Jährige will ihren kleinen Bruder Astor retten. *Von Christoph Vormweg*

Mit einem Sprung in die Rote Seuche - die komplette Sendung vom 16.8.2018 [AUDIO]

In der Wildnis

Niccolò Ammanitis Roman über eine Welt ohne Erwachsene

Eine „road novel" erzählt keineswegs nur von der Straße, und die Protagonisten solcher Romane sind keineswegs nur unterwegs. Denn vorangetrieben werden sie von einer Sehnsucht nach seliger Sesshaftigkeit, und jedes halbwegs glückliche Innehalten auf der Reise erscheint als Vorglanz jenes Ankommens. Dass es aber diese Hoffnung überhaupt gibt, setzt ebenfalls die Gebundenheit an einen Ort voraus, als vorausgegangene Erfahrung, und zwar nicht nur, weil es anderenfalls die Vorstellung jenes Ziels nicht gäbe, sondern auch, weil jeder Hoffnung eine Idee von Planbarkeit innewohnt, und sei sie auch noch so vage. Und wie sollte diese Idee entstanden sein, wenn nicht aus einer Art Sesshaftigkeit heraus? Wirkliches Nomadentum kommt deshalb in einer „road novel" nicht vor. Ein solches Leben müsste planlos sein, von nicht begriffener Not getrieben und ohne Vorstellung von Zukunft. Und von der Erinnerung an die Vergangenheit ist dabei womöglich nicht mehr übrig, als es zum unmittelbaren Überleben bedarf.

Gewiss ist „Anna", der jüngste Roman des römischen Schriftstellers Niccolò Ammaniti, eine „road novel". Aber er ist es gleichsam auf der Schwelle zur Schilderung des Nomadentums. Das liegt daran, dass Niccolò Ammaniti seinen Helden die Zukunft nimmt, nicht vollständig, aber fast, so dass diese Zukunft wie einer dünner Spalt erscheint, den die Tür gerade noch offen lässt, bevor sie endgültig zufällt: Ein Virus hat in Ammanitis Geschichte die Menschheit befallen, und er sorgt dafür, dass alle Erwachsenen sterben, die Kinder aber am Leben bleiben, bis sie ihrerseits geschlechtsreif werden. Der Einfall ist von einiger Perfidie, nicht nur, weil absehbar ist, dass die Menschheit in ihren Kindern zugrunde gehen wird, sondern auch, weil er den Kindern die Unschuld nimmt: Durchschlagen müssen sie sich, unter allen erdenklichen Bedingungen, weshalb manche Teile der Geschichte an William Goldings „Herr der Fliegen" (1954) erinnern.

Ein Virus hat die Menschheit befallen und die Erwachsenen dahingerafft

Doch ist Niccolò Ammanitis Perspektive weiter: Die Insel, auf der seine Kinder leben, ist kein menschenleeres Eiland in der Südsee, sondern ein höchst gegenwärtiges Sizilien. Vor allem aber ist dieser Roman keine Parabel, sondern eine Geschichte von der Heraufkunft eines Nichts: „Das Meer glich einem Blatt Stanniolpapier, auf dem zwei Inseln lagen, die eine klein und rund wie eine Bacio-Praline, die andere ferner und kleiner. Im Hintergrund glaubte Anna einen schmalen, dunkleren Streifen auszumachen, möglicherweise nur eine Spiegelung oder eine Illusion: das Festland." Es bedarf einer kindlichen, noch an Erwachsenen geschulten Fantasie, um darin eine Hoffnung erkennen zu wollen.

Ein Kind aus behütetem Haus war Anna, bevor ihre Eltern starben, und die Mutter verließ die Tochter nicht, ohne ihr ein umfangreiches Kompendium mit Anweisungen und Ratschlägen zu hinterlassen. Sie gelten vor allem dem Umgang mit Astor, dem kleinen Bruder, aber sie helfen nur bedingt: Gewiss, man kann von den Hinterlassenschaften der alten Welt leben, von Tomaten in Dosen oder mit ein Paar Turnschuhen von Adidas, so lange jedenfalls, bis auch das letzte Kind der Pubertät anheimfällt.

Aber bevor es soweit ist, muss Anna hinaus in eine zur Wildnis gewordenen Ruinenlandschaft. Dort haben sich Banden gebildet, und es regiert die Gewalt, und wo die anderen Kinder nicht sind, da marodieren die Hunde, die, gleichermaßen meist in Rudeln auftretend, erstaunlich menschliche Eigenschaften entwickeln, oft im Bösen, aber manchmal auch im Guten.

In der Schilderung dieser verlorenen Welt entfaltet der Roman seine Qualitäten: „Schafherden weideten neben Denkmälern, bärtige Ziegen kletterten auf Müllcontainer, und zwischen den Autos liefen zahlreiche Pferde und Fohlen herum. Nur der Hafen, der mit Stacheldraht abgegrenzt und von Militärfahrzeugen umstellt war, erinnerte an die brutale Zeit der Quarantäne, aber der Wind trug den salzigen Duft des Meeres herbei, und die Wellen hinter den Kais waren mit Schaumkronen besetzt."

Diese Art des ausführlichen Erzählens, von einem Verständnis allen Figuren gegenüber, auch den schrecklichen, getragen, macht den Roman lesbar, manchmal sogar spannend: In den Details vor allem lässt sich die Angst der Kinder ahnen, und das gilt auch für die Gewalttätigsten unter ihnen.

Wozu das alles, mag man sich da fragen, denn es hat den „Herrn der Fliegen" doch schon gegeben, und nicht nur diesen Roman, sondern auch Cormac McCarthys „Die Straße" (2006) oder die „Tribute von Panem" (2008 bis 2010), sowie zahllose andere Werke der eher hoffnungslosen Art. Eben wegen dieser Angst, wäre auf die Frage zu antworten, weil in Niccolò Ammanitis präziser Redseligkeit eine existenzielle Not erkennbar wird, gegen die es keinen Schutz gibt und gegen die man sich nicht imprägnieren kann: die Not von Nomaden, die sich daran erinnern können, einmal ein Zuhause gehabt zu haben.

THOMAS STEINFELD

Niccolò Ammaniti: Anna. Roman. Aus dem Italienischen von Luis Ruby. Eisele Verlag, München 2018. 336 Seiten, 20 Euro.